

Sputnik oder Engel?
Die Geschichte eines Schulreife-Tests erinnert an fast Vergessenes

Deutsche Zustände

Günter de Bruyn

Ausgelöst wurden die Betrachtungen deutscher Zustände drei oder vier Jahre nach der Wiedervereinigung auf der U-Bahn-Station Alexanderplatz, und zwar durch die Ansage, dass der nächste Zug nach Ruhleben fahre, also aus dem östlichen in den westlichen Teil Berlins. Wenige Wochen zuvor war diese seit 1961 unterbrochene Strecke wiederhergestellt worden; ich hatte davon in der Zeitung gelesen, war aber, da ich die Strecke nur selten benutze, davon wenig berührt gewesen; jetzt aber, als ich an Ort und Stelle hörte, dass nicht mehr Thälmannplatz oder Grotewohlstraße als Ziel genannt wurden, die Nachricht also zum eigenen Erleben wurde, spürte ich eine Fröhlichkeit in mir aufsteigen, die Ähnlichkeit hatte mit meinem ungläubigen Staunen, das wenige Jahre zuvor die Öffnung der Mauer begleitet hatte, das aber jetzt sofort seiner Zweifel beraubt wurde – durch den einfahrenden, deutlich mit Ruhleben bezeichneten Zug.

Als wollte man mir das Unzeitgemäße des Freudengefühls ins Bewusstsein rufen, begannen im gleichen Moment mehrere Fahrgäste darüber zu schimpfen, dass die Verbindung, die Leuten meines Alters Wiederherstellung, den Jüngeren aber Neuerung bedeutete, ihnen andere Fahrtrouten aufnötige und das Zurechtfinden erschwere. Überhaupt waren Sorge und Unmut in allen Gesichtern. Die Abendzeitungen, die gelesen wurden, meldeten Morde und Giftmüllskandale; und da meine Banknachbarn von drohender Arbeitslosigkeit redeten, war ich mit meinen Gefühlen deutlich allein.

Ähnliches ist mir in diesen Jahren häufig begegnet. Ausdruck von Freude über die Einheit der Deutschen hatte Befremden oder Reserviertheit zur Folge und manchmal, vorwiegend im Osten, auch aggressive Töne, die beispielsweise in einem öffentlichen Gespräch in der Frage mitschwangen: Sie also fühlen sich heute wohl?

Die streng blickende Dame, deren Gesichtsausdruck zeigte, dass sie mit ihren Worten eigentlich meine moralische Disqualifizierung meinte, unterstellte mir, ohne es auszusprechen, dass ich die Drogensucht, den Rechtsradikalismus, die Gewalt auf den Straßen, die geringere Entlohnung der östlichen Arbeitnehmer, die Arbeitslosigkeit und die jüngsten Bestechungsskandale nicht sehen wolle oder nicht ernst nähme oder gar schön fände; ich aber hatte, als ich meine noch wache Freude an der Einheit erwähnte, an die U-Bahn nach Ruhleben, an Wahlrechte, an die Möglichkeit, jederzeit meine Freunde in Freiburg besuchen zu können, an das Ende der Mangelwirtschaft und an die nicht mehr vorhandene Zensur gedacht.

Letztere Vorzüge bestreitet ja keiner, aber sie sind schnell selbstverständlich geworden, und die Sorgen und Ängste von gestern wurden durch heutige rasch verdrängt. Wünsche, die man sich, ihrer vermuteten Realitätsferne wegen, kaum getraut hatte auszusprechen, waren wie durch ein Wunder in Erfüllung gegangen, und nun war man enttäuscht, weil weitere Wunder nicht mehr geschehen wollten, weil die erfüllten Wünsche unzählige Junge bekommen hatten und weil auch die Schattenseite der neuen Zustände zu sehen war. Also hat die Nation schlechte Laune. Sie ist wieder vereint, aber nicht glücklich. Nicht nur im Osten, aber hier besonders, war und ist eine partielle Unzufriedenheit mit der Einheit ein verbreitetes Übel. Ihre Ursachen sind vielfältig, teils auf der Hand liegend, teils schwer durchschaubar, häufig aber von tatsächlicher oder vorgetäuschter Erinnerungsschwäche bestimmt.

*

Dass die Erinnerung das einzige Paradies sei, aus dem wir nicht vertrieben werden können, hat Jean Paul behauptet und damit bei vielen Leuten Zustimmung gefunden; jedenfalls wird dieser Satz häufig zitiert. Man ist also, so scheint es, weiterhin der Meinung, dass die Erinnerungen zu den angenehmen Seiten des Daseins gehören, und nimmt das Missverhältnis, in dem sie zum Auf und Ab unseres tatsächlichen Lebens stehen, leichten Herzens in Kauf. Erinnerungen durchweg für Paradiese zu halten heißt doch entweder, die schwarzen, leidvollen Perioden, die jedes Leben parat hat, erinnernd zu leugnen oder aber sich damit abzufinden, dass unser Gedächtnis zur Schönfärbung vergangener Leidenszeit neigt. Bei Jean Paul ist Erinnerung weniger ein Mittel, um die Vergangenheit wieder bewusst zu machen, als vielmehr ein Freudenbringer und als solcher hat sie ihren Wert in sich selbst. Von ihrer Echtheit ist dabei gar nicht die Rede. Es geht um erinnerndes Wohlbefinden, nicht um den Wahrheitsgehalt des Erinnerungten, also nicht um Vergangenheit, sondern um Gegenwart. Das Paradies ist ein heutiges, zu dem das erinnerte Vergangene nur Anlass gegeben hatte; es ist das Produkt eines schöpferischen Aktes zur Veredlung des damals Geschehenen, eher Dichtung als Gesichtsschreibung also, ein Lustgärtlein im Innern zur Erholung vom Wirklichen, das bekanntlich die paradiesische Friedlichkeit und Schönheit des nur Gedachten nicht hat.

Der verbreitete Hang, sich aus der Erinnerung das zu holen, was in der Gegenwart fehlt, spielt nicht nur im individuellen, sondern auch im öffentlichen Bereich eine Rolle, wo er verhängnisvoll wirken kann. In der Weimarer Zeit wurde auf diese Weise die Wilhelminische gern vergoldet, so dass man Hitler als den Ersatz-Kaiser ansehen konnte, der die schönen Zeiten, in denen Ordnung statt Freiheit herrschte, wiedererwecken würde. In der Nachkriegszeit, als Deutschland in Trümmern lag und man hungern musste, erinnerte man sich an warme Stuben und fette Braten, nicht aber an eignes Schuldigwerden. Und heute, zehn Jahre nach dem Ende der deutschen Teilung, lassen die damit verbundenen Schwierigkeiten die Erinnerung an die Zeit der zwei deutschen Staaten immer schöner und unrealistischer werden, und zwar nicht nur im Osten, wo man sich, die Unfreiheit und den ständigen Mangel vergessend, an niedrige Mieten und sichere Arbeitsplätze erinnert, sondern genauso im Westen, wo sogar mancher, der die alte Bundesrepublik vorwiegend geschmäht hatte, heute ein verlorenes Paradies in ihr sieht. Bedingung dafür, erinnernd in solchem Garten Eden leben zu können, ist also ein Weglassen- und Wegsehenkönnen, ein

bisschen Fiktion und ein bisschen Leichtfertigkeit. Es ist nämlich bequemer und angenehmer, sein Leben zu einer schönen Legende zu machen und so in Harmonie mit sich selbst zu kommen, als der Wahrheit ins Auge zu sehen.

*

Fährt man durch eines der Bundesländer, die noch an ihrer DDR-Vergangenheit tragen, werden Neuaufbau oder Verschönerung überall sichtbar. Autobahnauffahrten, Bundes- und Nebenstraßen haben auf vielen Strecken schon neues Pflaster, das Telefonnetz ist perfekt ausgebaut worden; überall strahlt das Rot neuer Dächer; man saniert Bahnhöfe, verschönert Häuser und ganze Siedlungen, stoppt den Verfall historischer Bauten, und in Städten und Dörfern wird lebhaft gebaut. Man fährt neue Autos, durchaus nicht nur kleine, amüsiert sich auf Volksfesten, belebt die Märkte, die ihre alte Funktion wiedergewonnen haben, vergleicht die reichhaltigen Angebote der Kaufhäuser und Läden – und scheint, so wird der Vorbeifahrende denken, sich des neuen, freien Lebens zu freuen.

Damit aber ist er einem Irrtum erlegen, und er wird sich, wenn er ein kluger Reisender ist, nach den ersten Gesprächen mit Einheimischen einen Narren schelten, weil er mit seiner Gleichsetzung von äußerem Bild und Innenleben zu voreilig war. Nicht lange aber wird er die Schuld bei sich selber suchen, denn nach tieferem Eindringen in das Volksseelenleben wird dieses ihm Rätsel aufgeben, die ihm, um es vorweg zu sagen, auch diese Betrachtung nicht lösen kann.

Der Reisende nämlich hört vorwiegend Klagen, und wenn einige Sätze mal keine enthalten, müssen sie doch den Ton einer Klage haben; das schreibt eine Konvention, die keinem bewusst ist, vor. Dem Reisenden, der sich, um das Rätsel zu lösen, gut stellen will mit den Leuten, kann man nur raten, sich weder gleichgültig noch optimistisch oder gar fröhlich zu geben, sondern Verständnis zu zeigen oder, noch besser, mitzuklagen, und sei es ganz allgemein über die neue Zeit. Andernfalls wird er Misstrauen spüren oder aggressive Töne zu hören bekommen; denn die Misere der Gegenwart will man sich nicht ausreden lassen, und von Vertröstungen auf die Zukunft hat man nach vierzig Jahren verordneter Paradiesverheißung und den anschließenden Wahlversprechungen, die nicht eingelöst wurden, wahrlich genug.

Der Reisende, der nicht vom Mond kommt, sondern vielleicht aus Württemberg oder Westfalen, kennt nicht nur, so wollen wir annehmen, die horrenden Summen, die die neuen Bundesländer den Fiskus kosten, sondern auch die Nöte des Ostens, wie die noch immer geringere Entlohnung, die Eigentumsrückübertragungen und die erschreckend hohe Quote an Arbeitslosen. Enttäuschung bei den betroffenen Einzelnen hat er also durchaus erwartet, nicht aber ein Meer von Klagen, dem jede Insel der Zuversicht fehlt. Nöte gibt es genug, denkt er, also auch Grund zum Klagen, aber das Ausmaß des einen steht zu dem des anderen in keinem rechten Verhältnis; und da das Wehgeschrei sich auf alles und jedes richtet, andererseits aber viele zugeben, dass es ihnen heute besser geht als vor der Wende, ist er ratlos und wendet sich Hilfe suchend an einen, der zwar an dem Phänomen ebenso rätselt, aber schon länger darüber nachdenkt, nämlich an mich.

Ich aber kann ihm, nachdem ich ihm alles, was er schon weiß, aufgezählt habe, auch nur einen einzigen, von ihm übersehenen Grund nennen, den man vielleicht als den Verlust

von Selbstwertgefühlen bezeichnen kann. Da stand am Anfang, als die Einheit Wirklichkeit wurde, eine zu große Erwartung, die notwendigerweise enttäuscht werden musste, weil sie von Alltagsorgen und Marktwirtschaftshärten nichts wusste. Dann kam die Überforderung durch Neuheit und Freiheit. Ohne den Ort zu wechseln, war man in andere Verhältnisse versetzt worden, mit anderem Geld, anderen Werten, anderen Gesetzen, mit einer anderen Zeitungs- und Behördensprache sogar.

Gelerntes war unnütz oder gar falsch geworden. Kein Wunder, dass man unsicher wurde und unversehens, nach dem Ende der DDR, eine DDR-Identität entdeckte: als psychischen Halt in der Vergangenheit, in der man Bescheid wusste und sich zu behaupten oder zu verkriechen verstand. Folge davon war Erinnerungsschwäche. Aus dem Gedächtnis verschwunden sind damalige Unfreiheit und der täglich spürbare Mangel. Kein Gedanke gilt mehr dem Verlangen nach westlichen Waren. Was allein zählt vom Vergangenen, ist nur die Tatsache, dass man die Sorgen, die einen heute bedrücken, nicht hatte und, damit zusammenhängend, nicht diesen Mangel an Selbstwertgefühl.

Bewusst wird er nicht, dieser Mangel, zumindest nicht eingestanden. Er tritt als Trotz oder Wut oder Selbstmitleid in Erscheinung, manchmal auch als moralische Überhebung. Ähnlich verhalten sich alte Leute, die nicht begreifen wollen, dass die Erfahrungen, die sie im Lauf eines langen Lebens gesammelt haben, in der neuen Zeit nicht mehr gelten, sondern mit ihnen veraltet sind. Nicht nur anders, sondern auch falsch oder schlecht sind die Zeiten für sie geworden, und da sie die guten alten vertreten, fühlen sie sich als moralisch höherstehend – was sich durch ihre gegenwärtige soziale Unterlegenheit schon beweist. Man höre nur, wie sie darüber reden, dass jetzt nur das Geld das Bestimmende wäre: Da schwingt die Behauptung, dass früher, in DDR-Zeiten also, moralische Werte bestimmend gewesen wären, ganz deutlich mit. Man fühlt sich an das deutsche Bild der Franzosen im achtzehnten Jahrhundert erinnert, als das ost-westliche Modernitäts- und Wohlstandsgefälle durch eine moralische Sicht erträglich gemacht wurde: Sind wir Deutschen auch arm, unelegant und zurückgeblieben, so sind wir doch ehrlich, bieder und treu.

*

Der Reisende hat inzwischen begriffen, dass der Hauptfehler, den wir im Urteilen übereinander machen, vor allem im zu schnellen Generalisieren besteht. Was wir lernen müssen, ist das Verständnis für andere Lebenserfahrung – weshalb ich dem Reisenden eine kleine Geschichte aus den sechziger Jahren erzähle, die Geschichte vom Schulreife-Test meiner sechsjährigen Tochter, in welchem sie unter anderem die harmlose Frage zu beantworten hatte: Sicher kennst du doch etwas, das fliegt?

Die Vögel, die der Geprüften zuerst einfielen, wurden mit freundlichem Kopfnicken und der Bitte nach weiteren Beispielen zur Kenntnis genommen, und auch Fliegen und Mücken wurden mit Anerkennung belohnt. Als dann aber die Bienen, Wespen und Heuschrecken kamen, merkte man, dass die beiden prüfenden Damen von der Naturkunde genug hatten und auf anderes zielten, weshalb sie dann auch nach Größerem fragten, doch waren die nächsten Angebote, die Schmetterlinge und Fledermäuse, ihnen nicht groß genug. Hoch, ganz hoch kann es fliegen, sagte die eine Dame und reckte den Zeigefinger zum Himmel. Doch als das Flugzeug genannt wurde, war das zwar auch richtig, je-

doch noch immer nicht das Gewünschte, aber nahe, ganz nahe dran. Zum besseren Verständnis der damaligen Test-Tendenzen muss ich hier in Erinnerung bringen, dass etwa zehn Jahre vor dieser Szene die Sowjetunion den Wettlauf ins Weltall gewonnen hatte, womit, wie manch einer mit den Agitatoren glaubte, die Überlegenheit der marxistisch-leninistischen Weltanschauung und Lebensweise glänzend bewiesen war. Satelliten wurden zum bevorzugten Bestandteil der politischen Propaganda, und die von ihr abhängige Pädagogik startete eine Weltraumfahrer-Kampagne, deren Wirkung der populären Propaganda durch Siege gedopter Spitzensportler zumindest gleichwertig war. Die Kleinsten schon erfreuten in Kindergärten Sputniks aus Pappe, und auf die Frage nach Vorbildern erwartete man von hervorragenden jungen Pionieren das stolze Bekenntnis: Ich will wie Jury Gagarin sein.

Die Testfrage nach Fliegendem war also auf den Sputnik gerichtet, wie für jedes sozialistisch erzogene Kind dieser Zeit nahe lag. Die Testperson aber, die weder mit staatlichen Kindergärten noch mit dem Fernsehen Erfahrungen hatte, war mit der propagandistischen Weltraummode ganz unvertraut. Ihr Denken war anders gerichtet. Sie schwiug lange, schwankte, ob sie Trotz oder Beschämung hervorkehren sollte, litt sicherlich unter der Vorstellung, als Versager betrachtet werden zu können, hatte dann aber doch den rettenden Einfall und platzte glücklich mit den Engeln heraus.

Die Verlegenheit, die sich unter den Erwachsenen breit machte und vom Kind zwar bemerkt, aber nicht begriffen wurde, dauerte nur einige Sekunden: Aber ihretwegen wird hier diese unbedeutende Geschichte erzählt. Es waren Wahrheits-Sekunden, die beiden Parteien, den Eltern sowohl als auch den Schulvertretern, die bestehende Zwangslage vor Augen führte, die selten nur ins Bewusstsein rückte, weil sie ständig bestand. Man war es gewohnt, außerhalb der vertrauten Kreise die eigne Meinung zurückzuhalten, sein Inneres nicht erkennen zu lassen, nicht das, was man dachte, sondern das, was erlaubt oder erwünscht war, zu sagen, zumindest aber sich an die geforderte Sprachregelung zu halten, also verschlossen und, aus Gründen der Selbsterhaltung, mehr oder weniger unehrlich zu sein.

*

Der Anlass, sich diese vertraute Verhaltensweise ins Bewusstsein zu rufen, war unerheblich: Denn der Schul-Test, der nur die psychische Reife des Kindes feststellen sollte, hatte von der Sache her mit Politik nichts zu tun. In Staaten aber, in denen die Machthaber das Weltbild vorschreiben und das Denken und Reden nur in verordneten Bahnen gestatten, kommt auch das Individuellste und Privateste früher oder später mit dem Politischen in Konflikt. Die Erwähnung des Engels als etwas Realem war aus Kindermund, wie sich versteht, nicht verboten. Sie konnte keinerlei Folgen haben. Und trotzdem war in der Verlegenheit, die sie auslöste, nicht nur Betroffenheit über Konventionsverletzung, sondern auch etwas Besorgnis. An Stelle des Siegersymbols Sputnik den Engel zu setzen hieß Auskunft darüber zu geben, dass in dieser Familie ein anderes Denken als das verlangte zu Hause war.

Die Prüfenden, die ich nicht kannte und nie kennen lernte, in ihnen aber eine Lehrerin und eine Psychologin vermutete, waren auf dergleichen nicht vorbereitet. Ihre Verlegenheit hing, wie ich annehme, damit zusammen, dass sie einerseits sich psychologisch rich-

tig verhalten, dem Kind also Verständnis entgegenbringen wollten, dass sie andererseits aber durch den Erziehungsauftrag des Staates dazu verpflichtet waren, jederzeit eine, wie man das nannte, parteiliche Haltung zu zeigen, politisch Schädlichem oder Unwissenschaftlichem also energisch entgegenzutreten, christlichem Gedankengut beispielsweise; das hatte man aus der Schule verbannt.

Vielleicht schwiegen die beiden verlegen, weil jede Reaktion falsch gewesen wäre; vielleicht aber dachten sie auch ganz anders darüber und schwiegen nur, weil sie zu zweit waren und jede von der anderen vermuten konnte, dass sie ihr Beobachter war. Anders verhielt es sich mit den Eltern, die nur mit Mühe ein Lächeln über den irritierenden Engel verbergen konnten, die aber auch erschreckt worden waren – nicht weil sie unangenehme Folgen davon zu befürchten hatten, sondern weil dieser eher komische Vorfall für die Zukunft erhellend war. Sie fühlten sich unnötig durchschaut durch die Antwort der Tochter, schämten sich dieser bekenntnisverweigernden Regung und wurden sich gleichzeitig der Konzeptionslosigkeit ihrer Erziehungsmethoden bewusst. Sie hatten das Kind bisher aufgezogen, als ob es den Staat, den sie nicht mochten, nicht gäbe, hatten es auf das Leben draußen nicht vorbereitet, es also in Teilbereichen weltfremd gemacht.

Mit dem Beginn der Schulzeit aber war die behütete Phase, in der nur Eltern, Verwandte und gleichdenkende Freunde Einflüsse ausgeübt hatten, zu Ende. Jetzt wurde der Staat zum Erzieher, und da seine Einflüsse sich in schwer durchschaubarer Weise mit dem schulischen Wissenserwerb verquickten, durften die Eltern nur teilweise zum Partner der Schule werden; sie mussten, bei allem Vertrauen in das christliche Fundament in der Seele des Kindes, auch Kritiker und Widerredner der Schulpädagogik sein. Man musste dem Kind also eine Zerreißprobe zumuten, die jener im *Kreidekreis* nicht unähnlich war. Ließ man es aus Liebe dann los, um es nicht zu zerreißen, strafte man es und sich selbst vielleicht durch Entfremdung; hielt man es aber fest, verbaute man ihm in der Welt, in der es doch leben und seinen Platz finden musste, möglicherweise den Weg. Konsequenz zu bleiben hieß also, dem Kind vielleicht alle Chancen im Leben zu nehmen, außer der, ein Märtyrer oder ein Held zu werden. Inkonsequentes Nachgeben aber erleichterte ihm das Leben und ebnete zum Fortkommen und Aufsteigen die Bahn.

*

Dieses Denkmodell von Erziehungsproblemen in Diktaturen, das in den Sekunden, in denen der Engel alle zum Schweigen gebracht hatte, entworfen wurde, war zwar prinzipiell richtig, dadurch aber, dass es nur die Extreme bedachte, vom wirklichen Leben entfernt. Es gab nämlich nicht nur das Aufgeben oder Festhalten, das Sich-treu-Bleiben oder Anpassen, sondern auch, was weitaus häufiger war, viele Mittelwege, darunter vor allem die Scheinanpassung, bei der man das Eigne dadurch bewahrte, dass man es nur in den eigenen vier Wänden verlautbarte, draußen aber, wo man wie ein anderer lebte, es schweigen hieß. Dieses Gespaltensein gab es in vielen Schattierungen, von der vollkommenen Trennung der beiden Leben bis zum Ineinanderfließen der Grenzen, was im ersten Fall zu Zynismus führte, im zweiten eine äußerst diffuse Denk- und Gefühlslage ergab. Wollte man ein Kind zu dieser Art von Lebenstüchtigkeit führen, musste man ihm die Absolutheit seines Gerechtigkeits- und Wahrheitsbedürfnisses abtrainieren, es schweigen lehren, ihm die

Spontaneität abgewöhnen und ihm klarzumachen versuchen, dass die häusliche Wahrheit nicht die staatlich-schulische war. Aber meist konnte man sich diese Verhaltenslektionen ersparen. Das Vorbild der Eltern war Richtwert genug.

Leicht war es nicht, so gespalten zu leben. Es erforderte Anspannung, verletzte die Selbstachtung, und voller Risiko war es auch. Es gab die Gefahr von außen, nämlich die der Entlarvung (die, nebenbei gesagt, oft nicht so groß war, wie man dachte, da den Machthabern die Scheinanpassung, die ja auch eine Geste der Unterwerfung war, häufig ausreichte), und es gab die Gefahren, die in der Sache selbst lagen, die Charaktererweichung, die Relativierung moralischer Werte und das manchmal bewusst vollzogene, oft aber langsame, unmerkliche Hinübergleiten ins andere Lager, der Überzeugungswechsel, die innere Kapitulation. Die Gründe dafür waren vielfältig und vielschichtig, deshalb selten nur einsichtig, auch für den Betroffenen selbst. Man konnte, als Abschluss eines Lern- und Glaubensprozesses, aus tatsächlicher Überzeugung wechseln. Man konnte, des Versteckens und Gespaltenseins überdrüssig, es tun, um sich ehrlich zu machen oder es leichter zu haben. Dankbarkeit für die Gewährung von Privilegien konnte das Innere genauso verändern wie die Hoffnung darauf. Wenn Karrieren winkten, ging es leichter mit der Bewusstseinsveränderung. Die Unterscheidung von Ursache und Wirkung fiel dabei schwer.

*

So oder so ähnlich dachten die Eltern in diesen Sekunden, oder ich bilde mir heute ein, dass sie so dachten. Jedenfalls sorgten sie sich um ihre aufrichtige Tochter, die es in einer Welt, die Übereinstimmung forderte, schwer haben würde. Später mussten sie sich von ihr sagen lassen, dass diese Sorge nicht nur lästig, sondern auch unnütz gewesen war. Die Jungen, die in dem eingemauerten Staat geboren waren, entwickelten ihre eigne Art von Selbstbehauptung und Widerstandswillen. Die Oppositionellen der achtziger Jahre waren vorwiegend junge Leute, die mutig und listig mit der Einheitspartei umzugehen verstanden. Als meine Tochter zehn Jahre nach dem Test ihrer Schulreife sich auf der Oberschule den vormilitärischen Übungen verweigerte, konnte sie in den peinlichen Aussprachen so mit den Schulgewaltigen reden, dass sie diese nicht provozierte und doch ihren Standpunkt wahrte. Und als sie wieder zehn Jahre später bei der Auflösung der Stasi mitwirkte, hatte sie ihre Eltern im Wissen um die finsternen Teile der DDR-Geschichte wohl schon überholt. Leider hat die kleine Geschichte von dem störenden Engel – wie fast alle wahren – überhaupt keine Pointe. Dass ich sie dem Reisenden aus Husum oder aus dem Breisgau erzähle, hat mit meinen Versuchen zu tun, die deutschen Irritationen auch aus der Vergangenheit zu begreifen. Wir müssen, um uns den anderen verständlich machen zu können, uns so genau und so ehrlich wie möglich erinnern, und zwar nicht nur an Mauer und Todesstreifen, sondern auch an die im Westen weit verbreitete Meinung, dass man sich abfinden müsse mit der Teilung und auch die Staatsbürgerschaft teilen müsse. Verdrängen kann man nicht nur im Osten gut.

Auszug aus: „Deutsche Zustände. Über Erinnerungen und Tatsachen, Heimat und Literatur,“ 1999, S. Fischer-Verlag.